



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Der Antrag Hobrecht und seine Folgen. Minister von Studd und die Liberalen. Aus dem Reichstage.)

Wie es scheint, drohen dem neuen Kurs in der innern Reichspolitik allerlei Schwierigkeiten und Gefahren — Schwierigkeiten, die sich überwinden lassen, deren Überwindung sogar wahrscheinlich ist, die aber doch die aufmerksame Beachtung aller Patrioten verdienen, wenn sie nicht verhängnisvoll wirken sollen. Es hat Auseinandersetzungen zwischen Konservativen und Liberalen gegeben, und auf beiden Seiten behauptet man nun, das müsse für die sogenannte „konservativ-liberale“ Politik im Reichstage von übler Wirkung sein. Die Befürchtung ist leider nicht ganz unbegründet, weil der Parteigeist ungern der Anforderung folgt, sich außerhalb der gewohnten Geleise zu bewegen, und gewisse Eindrücke, die mit gewohnten Gedankengängen im Einklang stehn, auf ihn in der Regel stärker wirken als die Gegengründe der Vernunft, die etwas mehr Nachdenken fordern. Konservative und Liberale haben sich noch vor kurzem mit Mißtrauen beobachtet. Nun hat ihnen der Wahlerfolg gegenüber der Sozialdemokratie gezeigt, daß die Idee des Reichskanzlers von der konservativ-liberalen Paarung etwas wirklich Ausführbares enthält, dem sie sich nicht versagen wollen. Aber sie können aus den alten Bahnen nicht so weit heraus, daß sie die Lage losgelöst von ihren Parteinteressen betrachten. Ganz naiv legen sie sich die konservativ-liberale Verständigung so zurecht, daß sie dem Gegner zumuten, ihre Politik zu machen. Damit ist der Boden für allerhand Zwistigkeiten bereitet. Natürlich nußt die gegnerische Presse, besonders die des Zentrums, solche Auseinandersetzungen eifrig aus und kann sich nicht genug tun in dem Spott und Hohn über das scheinbare Eintreffen ihrer Prophezeiung, daß der konservativ-liberale Block sehr bald in Stücke gehn werde. Es fehlt auch nicht an Extremen auf der rechten und auf der linken Seite, die in diesen Jubel gern einstimmen.

Was die Hoffnung der Zentrumsleute auf die Sprengung des Blocks besonders lebhaft angeregt hat, waren die Vorgänge in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 16. März und die Erörterungen, die daran geknüpft worden sind. Wir werden deshalb auf diese Sitzung jetzt noch einmal zurückkommen müssen.

Vorher aber sei noch einmal festgestellt, was unter der „konservativ-liberalen Paarung“ einzig und allein verstanden werden kann — diesem Wort, mit dem jetzt die Witzblätter einen bedeutenden Teil ihrer Unkosten an geistigem Aufwand bestreiten und woran noch kürzlich die freisinnigen Politiker, die Herrn Theodor Barth bei seinem Scheiden von der politischen Bühne „wegfeierten“, ihren etwas stumpf gewordenen Witz zu schärfen suchten. Es kann, wie wir schon früher ausgesprochen haben, nicht davon die Rede sein, daß die Konservativen plötzlich liberal und die Liberalen konservativ werden, sondern die Sache hat doch eine ganz andre Bedeutung. Ohne ihren politischen Grundsätzen untreu zu werden, ja gerade vermöge dieser Grundsätze können sowohl Konservative wie Liberale zu der Einsicht kommen, daß gegenwärtig wichtigere Aufgaben zu lösen sind als ihre gegenseitige Bekämpfung. Konservative und Liberale können auf dem Wege der eignen Parteianschauung die Erkenntnis gewinnen, daß Ultramontanismus und Sozialdemokratie je länger je mehr jede gesunde Entwicklung ihrer Parteigrundsätze, durch deren Reibung und Ausgleich ein gleichmäßiger Fortschritt des Staatslebens am

sichersten verbürgt wird, stören und ruinieren. Daraus ergibt sich die praktische Notwendigkeit, die Bekämpfung des gemeinsamen Gegners der gegenseitigen Bekämpfung voranzustellen. Weiter gehört dazu die Erwägung, ob es nicht in dem konservativen und im liberalen Programme Punkte gibt, in denen gemeinsame Ziele der beiden großen Parteirichtungen erkennbar sind, und ob man diese Gemeinsamkeit nicht bisher nur deshalb so oft übersehen hat, weil der Streit über die Verschiedenheit der Wege alle Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hat, und das Ziel darüber in Vergessenheit geraten ist. Man kann nun weiter die Entdeckung machen, daß solche Ziele in größerer Zahl vorhanden sind, als man bisher angenommen hat, und daß es vielleicht gerade die dringlichsten und wichtigsten Zeitforderungen sind, die damit erfüllt werden. Dann ist die Grundlage für ein praktisches Zusammengehen der Partei trotz der Verschiedenheit ihrer Prinzipien geschaffen, und wenn nun überdies die Regierung zeigt, daß sie selbst diese Ansicht gewonnen hat und ihre Initiative in der gesetzgeberischen Arbeit in diesem Sinne gebrauchen will, so ist damit ausgesprochen, daß jene Grundlage nicht mehr lediglich eine theoretische Möglichkeit darstellt, sondern daß die Verwirklichung dieses als ausführbar erkannten Gedankenganges eine Notwendigkeit geworden ist. Das ist etwas ganz anderes als eine willkürliche Nichtbeachtung oder Vermischung konservativer und liberaler Grundsätze. Es ist kein Paarungsprodukt wie der Maulefel des Herrn Erzberger oder der Bastard von Kanarienvogel und Kaninchen, wie ihn Herr Träger in der Ankündigung eines Schaubudenbesitzers gefunden hatte. Die „Paarung“ folgt ganz von selbst aus dem Ablegen der „Scheuklappen“, von denen Fürst Bülow sprach, die verhindern, daß man das Gemeinsame in den verschiedenen Anschauungen erkennt. Mit Wigen und gewagten Vergleichen im Stil des Herrn Träger liefert man nur den Beweis, daß man selbst der Träger solcher Scheuklappen ist.

Freilich ist nun auch die Grenze des Paarungsgedankens erkennbar. Es müssen gegenseitig die Fragen respektiert werden, die mit der besondern Anschauung der Parteien in so enger Verbindung stehen, daß auch die Ziele, die angestrebt werden, verschieden sind, wenn auch eine praktische Verständigung über bestimmte Fragen und einzelne Fälle hier ebenfalls nicht ausgeschlossen ist. Aber sehr nahe liegt die Überzeugung, daß, gerade so lange nähere Beziehungen erst in den Anfängen und noch nicht erprobt sind, und so lange gemeinsame Kämpfe und Erfolge ein soeben geknüpftes Band noch nicht gefestigt haben, besondere Vorsicht am Platze ist, und es möglichst vermieden werden muß, Fragen aufzuwerfen, die notwendig oder wahrscheinlich zum Kampf führen müssen. Vielleicht läßt es sich nicht immer vermeiden, aber dann muß man dafür sorgen, daß diese Fragen von allen Angelegenheiten der Blockpolitik getrennt behandelt werden, und daß den Gegnern die Möglichkeit genommen wird, daraus Schlüsse auf die Festigkeit des Blocks zu ziehen. Warum sollen Konservative und Liberale nicht erklären: Wir wollen in gewissen Fragen der Reichspolitik, wo es irgend möglich ist, zusammengehen, in bestimmten Prinzipienfragen unserer Partei aber wahren wir uns die Freiheit, unsere eignen Wege zu gehen? Wenn das bestimmt erklärt wird, können Mißverständnisse und falsche Schlüsse die einmal gutgeheißene Absicht der Verständigung bei ernsthaften Politikern nicht mehr stören. Dagegen kann nichts so verstimmend wirken als der Versuch einer Überumpelung, der darin besteht, daß eine Partei der andern schon in den ersten Anfängen einer Blockpolitik sagt: Wenn es euch ernst ist mit der Verständigung, so müßt ihr uns grundsätzliche Zugeständnisse machen! Und beinahe noch schlimmer ist es, wenn ein solcher Versuch von den Parteiführern in der ausgesprochenen Absicht unternommen wird, dadurch Widersprüche in der eignen Partei gegen die Verständigungspolitik zum Schweigen zu bringen, also die Gefolgschaft nicht durch Gründe

und Erfolge allmählich von der Zweckmäßigkeit und Prinzipientreue dieser Politik zu überzeugen, sondern ihr durch Vergewaltigung des andern Partners zu imponieren.

Der Vorwurf, eine solche Politik getrieben zu haben, kann den liberalen und den Mittelparteien nicht erspart werden — nach ihrem Vorgehn im preußischen Abgeordnetenhaus. In der Frage der Schulaufsicht besteht eine tiefgehende Meinungsverschiedenheit zwischen den strengen Konservativen und den Mittelparteien sowie den entschiednen Liberalen. Es ist zwar sehr leicht möglich, daß innerhalb der konservativen Partei schon eine Strömung vorhanden ist, die sich der liberalen Auffassung etwas mehr nähert, aber es kann keinem Manne, der im öffentlichen Leben Bescheid weiß, unbekannt sein, daß die alte konservative Auffassung noch immer ein bedeutendes Übergewicht in der Partei hat und dieses Übergewicht durch Angriffe von außen nur gestärkt werden kann. Bisher ist die Schulfrage immer das Gebiet gewesen, auf dem die konservative Partei ihre Neigung, sich mit dem Zentrum zu verbrüdern, am häufigsten und ungeniertesten bekundet und jede Form des Liberalismus am schroffsten bekämpft hat. Wenn die Liberalen also eine Differenz mit den Konservativen vermeiden wollten, dann mußten Erörterungen über die Schulfrage möglichst unterbleiben. War das aber nach der Lage der Verhältnisse nicht zu machen, dann mußte eine sorgsame Verständigung über Art und Absicht des Verfahrens vorgehn. Als es am 16. März infolge des von den Liberalen und Freikonservativen eingebrachten Antrags Hobrecht über die Schulaufsicht zu Auseinandersetzungen kam, die damit endeten, daß die Konservativen im Verein mit dem Zentrum den Parteien, die den Antrag unterschrieben hatten — also ihren Genossen im Reichstagsblock —, bei der Abstimmung eine Niederlage bereiteten, da mußte man zunächst glauben, daß sich die Unterzeichner des Antrags durch die wenig glückliche Haltung der Regierung vielleicht hatten hinreißen lassen. Konnte man aber schon erstaunt sein, daß gewiegten parlamentarischen Führern wie Freiherrn von Zedlitz und Dr. Friedberg so etwas passieren konnte, so wuchs das Erstaunen, als Freiherr von Zedlitz bald darauf im „Tag“ offen erklärte, der Antrag Hobrecht sei dazu bestimmt gewesen, die Reichspolitik zu unterstützen! Eine merkwürdige Unterstützung, die ungefähr auf ähnliches hinausläuft, als wenn man eine Verbrüderung zwischen Deutschland und Frankreich damit einleiten wollte, daß wir die Franzosen zu einer Sedanfeier nach Straßburg einladen! Eine andre Lesart erklärte kurz darauf das Vorgehn der Unterzeichner des Antrags Hobrecht so, als hätten die Führer der liberalen Parteien im eignen Lager Widerspruch gefunden, der sich gegen die Blockpolitik im Reichstage richtete. Sie wollten diesen Widerspruch dadurch zum Schweigen bringen, daß sie den Ihrigen ein großes Zugeständnis der Konservativen als ersten Erfolg der Verständigung präsentierten. Wie wir über solche Taktik denken, haben wir vorhin schon ausgesprochen. Wenn sie nicht von glaubwürdiger Seite schwarz auf weiß eingestanden worden wäre, würde man sie nicht für glaublich halten, da es sich ja um Abgeordnete handelt und schon dadurch der Beweis geführt ist, daß es erwachsne Leute und nicht Kinder waren, die angeblich solche Illusionen gehabt haben sollen. In dessen solche über alle Wirklichkeiten hinwegleitende Naivität findet sich ja auch in vorgerückten Lebensaltern. Es ist nur schlimm für eine Partei, wenn sie diese Eigenschaft gerade in einem Augenblick bekundet, wo sie ihre Regierungsfähigkeit erweisen will.

Es war also ein sehr unglückliches Verfahren, das von den Liberalen und Freikonservativen in Anwendung gebracht wurde. Mildernde Umstände lagen allenfalls darin, daß die Führer dieser Parteien in der Tat bei der großen Unpopularität der preußischen Volksschulpolitik ihren eignen Leuten gegenüber einen schweren Stand

hatten und darum irgendeinen Schritt dieser Art bei der Beratung des Kultusetats nicht umgehen konnten, ferner aber, daß sie — so wird wenigstens versichert — bestimmt darauf gerechnet hatten, in der Haltung des Kultusministers werde das Bestreben erkennbar sein, sich im Einklang mit der Politik des Fürsten Bülow hinsichtlich einer entgegenkommenden Haltung gegenüber dem Liberalismus zu zeigen. Was die Verstimmung der preußischen Liberalen über die Volksschulpolitik betrifft, so ist sie bekanntlich besonders durch das Schulunterhaltungsgesetz gesteigert worden. Aber gerade die Hauptverfechter des Antrags Hobrechts waren auch die Väter jenes Kompromisses, aus dem das viel geschmähte Gesetz hervorgegangen ist. Sie wußten ja am besten, daß das Kompromiß eine notwendige Konsequenz der bestehenden Rechtslage in der preußischen Schulgesetzgebung war, und daß das Schulunterhaltungsgesetz, so wenig es den Lieblingsgedanken der Liberalen entsprach, doch auch in ihren Augen einen relativen Fortschritt bedeutete, der zugleich der vorläufig einzig mögliche war. Nur Leute, die sich entweder aus der liberalen Doktrin nicht herausfanden oder in der Geschichte der preußischen Verfassung und Gesetzgebung nicht bewandert waren, sahen darin einen Rückschritt. Unter solchen Umständen wäre es die Aufgabe der liberalen und der freikonservativen Führer gewesen, der populären Stimmung in liberalen Kreisen vorläufig nicht ohne zwingende Not Zugeständnisse zu machen. Statt dessen ritten sie eine Husarenattacke gegen den Kultusminister von Studt, der längst kein Hehl mehr daraus gemacht hat, daß er amtsmüde ist und in dem ersten geeigneten Zeitpunkte, der sich bietet, zurücktreten will.

Freilich trägt Herr von Studt einen großen Teil der Schuld an den für unsre Gesamtpolitik mindestens nicht zuträglichen Erörterungen der vergangnen Woche. Aber wenn man ihn allein dafür verantwortlich macht, so ist das nicht richtig, und deshalb haben wir soeben auseinandergesetzt, daß die Hauptschuld den Liberalen und ihrer unbesonnenen Taktik zufällt. Sie mußten die politische Persönlichkeit des Kultusministers zur Genüge kennen und nicht erwarten, daß er in einer Frage, in der ihn seine ganze bisherige Praxis auf die Bundesgenossenschaft mit Konservativen und Zentrum hinwies, seine Vergangenheit und seine bekannten Überzeugungen verleugnen werde, um diplomatischen Erklärungen im Sinne der seiner Natur gar nicht entsprechenden Reichspolitik Raum zu geben. Gewiß wird Herr von Studt irgendwie die Konsequenzen seiner Stellungnahme tragen müssen; wenigstens können wir uns nicht vorstellen, daß der Reichskanzler diese offenbare „Unstimmigkeit“ einfach auf sich beruhen lassen wird. Das ist eine Sache für sich. Wir verstehen nur nicht, wie man auf liberaler Seite über die Haltung des Ministers überrascht sein konnte. Herr von Studt hat nie eine andre Politik betrieben. Er hat seine Verdienste, aber dem Liberalismus hat er als Kultusminister niemals Freude bereitet; er hat ihn im Gegenteil sogar oft genug ganz unnötigerweise vor den Kopf gestoßen, wie durch den sogenannten „Bremsverlaß“. Vielleicht wird durch den Angriff vom 16. März erreicht, daß Herr von Studt eher geht, als er sonst gehen würde, aber sicherer noch ist eine andre Wirkung des Streichs, daß nämlich dem Nachfolger des Herrn von Studt eine zwischen Konservativen und Liberalen vermittelnde Politik im Sinne des Fürsten Bülow nicht wenig erschwert wird.

Was der Reichstag in der letzten Woche seiner Tätigkeit vor Ostern noch geleistet hat, ist kaum des Erwähnens wert. Die Polen setzten es durch, daß sie noch einmal ihre Klagen ertönen lassen konnten, obwohl diese gar nicht vor das Forum des Reichstags gehören, und die Minderheit trug wiederum ihre Schmerzen über die Tätigkeit der Regierung bei den Wahlen vor. Die Regierung ließ sich, wie zu erwarten war, auf die Beantwortung dieser überflüssigen Interpellation nicht ein. So erledigte der Reichstag nur das Etatsnotgesetz und die dringendsten

kleinern Vorlagen und ging dann in die Ferien. In der Jahreszeit, die sonst für die parlamentarischen Arbeiten die ergiebigste zu sein pflegt, ist diesmal kaum etwas zustande gekommen. Das liegt ja zum Teil an dem späten Zusammentritt des Reichstags infolge der Neuwahlen, aber auch an der schon so beklagten Zeitvergeudung. Hoffentlich wird die Zeit zwischen Ostern und Pfingsten besser ausgenutzt.

Das Leben der Pflanze. Ein großer Teil der Gebildeten steht heute den Ergebnissen der Naturwissenschaften fremd, ja fast feindselig gegenüber. Dieser Zustand ist hauptsächlich durch einen Mangel an vorzüglichlicher populärwissenschaftlicher Literatur auf ihrem Gebiete herbetgeführt worden. Aber es war vorauszu- sehen, daß auf eine Periode reiner, dem Verständnisreise der Mehrzahl entrückter Spezialforschung eine Zeit der verarbeitenden Darstellung, auf ein Geschlecht von Findern ein Kreis von Vermittlern folgen würde. In den Anfängen dieser Bewegung stehen wir jetzt. Hat es sich doch gerade der Verlag des Kosmos, einer Gesellschaft von Naturfreunden, zur Aufgabe gemacht, durch Herausgabe gemeinverständlicher Werke naturwissenschaftlichen Inhalts an dieser Vermittlung mitzuarbeiten. In dieser Beziehung ist es fast zu wenig gesagt, wenn man dem vorliegenden Werke Francés*) voraussetzt, daß es bestimmt sei, eine Lücke auszufüllen. Man könnte eher von einer Klüftung reden, die es zwar nicht auszufüllen aber zu überbrücken berufen wäre. Ponteuere und Sappeure müssen den Aufklärern folgen, damit die große Masse nachrücken kann. Und sie sind nicht entbehrlicher als die ersten. Fehlt es doch gerade diesen meist an dem notwendigsten Werkzeuge für die Vermittlung, einem lesbaren Stil. Nur wenige können beides zugleich sein. In Francé haben die moderne Pflanzenbiologie und das lesende Publikum ihren Vermittler gefunden.

Die Botanik ist in besonderm Grade das Stiefkind der Gebildeten geblieben; unbegreiflicherweise, denn unter Durchschnittsverhältnissen ist der Besitz eines Stüchchens Pflanzenleben — und damit das Interesse daran — leichter zu erlangen als der einer Menagerie. Um so wirkungsvoller ist es, daß Francé gleich an den Anfang seines Werkes die hochinteressanten Ergebnisse der neuen Pflanzenökologie stellt, der Wissenschaft, die uns die Pflanze als Resultat ihrer Standortverhältnisse verstehen lehrt. Der erste Abschnitt, der uns vollständig vorliegt, macht uns mit den Ursachen der Entstehung der Pflanzenform, ihres äußern Typus (nicht etwa der Art) bekannt und schildert in neun Kapiteln die Wirkungen der verschiedenen Einflüsse, die ihn bestimmen, beginnend mit den großen Elementareinflüssen: Wasser, Erdboden, Licht und Wärme und atmosphärische Wechselvorgänge (Wind, Regen, Schnee), dann zu den unsichtbaren physikalischen Kräften, Schwerkraft, Elektrizität, den Wirkungen der veränderten barometrischen Höhe übergehend. Daran schließen sich die Formerscheinungen, die dem Verkehre der Pflanzen mit den Tieren entspringen. Die beiden letzten Kapitel des Abschnitts behandeln ausführlich die Formgestaltungen, die sich aus dem Zusammenleben der Pflanzen selbst in Verbänden wie Wald, Wiese, Getreidefeld, den biologischen Individuen höherer Ordnung, ergeben und aus der zerstörenden und schöpferischen Tätigkeit der Kulturmenschheit an diesen Individuen.

Nach drei Seiten hin verspricht das Werk Francés eine wertvolle Bereicherung unsrer Bücherwelt zu werden. Zunächst ist es eine gediegne Zusammenarbeitung des gesamten Stoffes unter ausgiebiger Verwendung gerade der neuesten Forschungen;

*) R. S. Francé, Das Leben der Pflanze. 1. Abteilung: Das Pflanzenleben Deutschlands. 26 Lieferungen à 1 Mark. Stuttgart, Verlag des Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde.

eine vorsichtige und ehrliche Darstellung, die sich von allem Überschätzen der schwanken Theorie und der einseitigen Methodik freihält. Das ist die Arbeit des Naturwissenschaftlers.

Aber diese Zusammenarbeitung ist zugleich eine geistvolle Verarbeitung für den Laien, wie sie für dieses Gebiet noch nicht geschaffen worden ist. Ein vielseitig gebildeter, philosophischer und phantasiereicher jüngerer Forscher läßt uns einen tiefen Blick in die geheimen und so interessanten Beziehungen der Pflanze zu den ihr freundlichen und feindlichen Mächten des Lebensganzen tun. Er läßt sie als ein beseligtes Wesen vor unsern Augen kämpfen, leiden, erstarben und sich gewöhnen. Geradezu klassisch verdient das Kapitel über die Schutzmittel der Pflanzen gegen Wetterungunst genannt zu werden. Er ist unterstützt von einem lebhaften und anschaulichen, für einen Naturwissenschaftler dürfte man sagen glänzenden Stil. Er weiß sein Werk mit einer Anzahl Illustrationen, worunter auch mit Geschick Ergebnisse moderner Amateurphotographie verwertet worden sind, zum Teil auch botanischen Landschaftsbildern nach eignen Entwürfen, zu schmücken. Das ist die Leistung des Schriftstellers Francé.

Das Buch ist endlich ein edles Bekenntnis des Verfassers, von der Liebe zur Natur und ernster Begeisterung für seine Wissenschaft erfüllt, ein Bekenntnis zu der Schar der von je gekreuzigten, die was davon erkannt, zu dem Glauben an die Einheit aller lebenden Substanz, den natürlichen Hintergrund alles Geschehens. Dies ist die Tat des Menschen Francé.

Allen Gebildeten sei die Anschaffung des Werkes empfohlen; daß der anders gebildete nicht überall mit Francé übereinstimmen wird, ist selbstverständlich, so wenn dieser Seite 51 den Pflanzenwuchs in unmittelbare Beziehung zum Kulturaufschwung setzt. In der Titelgebung zeigt sich noch etwas die Unbeholfenheit seiner ganzen Schule. Die linke Spalte wäre besser durchgehend mit der Überschrift des jeweiligen Kapitels versehen worden. Ein sinnstörender Fehler scheint auf Seite 150, Zeile 10 von unten untergelaufen zu sein, ferner Seite 245 im Begleittext der dortigen Abbildung.

Daß es sich bei Francés Leben der Pflanze um ein Werk zum Lesen und Studieren, nicht um die so beliebte „Zierde des Bücherbretts“ handelt, ist wohl aus dem Gesagten schon klar. Es soll deshalb nicht nur dem Forstmann, dem Gärtner, allen, die mit dem Naturleben Fühlung haben, wie den auf dem Lande lebenden Pastoren, Ärzten, Apothekern empfohlen sein, wir wünschen es vor allem in der Hand des Lehrers (auch der Geographielehrer wird daraus schöpfen) zur Belebung des Unterrichts, aber auch der des reisenden Publikums. Allen denen, die jetzt wieder in die Städte zurückgeströmt sind, und in denen da draußen sich doch leise wieder der Wunsch geregt hat, einmal die Winde zu lüften, mit der man der Natur gegenübersteht, wünschen wir es. Vor allem aber wünschen wir es denen, die die Naturwissenschaften verletzern, ohne sie zu kennen. Für die möge auch hier am Schlusse das stolze Wort des Autors seinen Platz finden: Wir wissen zwar, daß wir die Natur nie ihrer letzten Schleier berauben können — aber wir streben dennoch rastlos danach. Das ist ein Idealismus letzter und höchster Kategorie, der nur noch mit einem Gebiete des menschlichen Gemütslebens Berührungspunkte hat, mit dem religiösen. Ja, in diesem Sinne mag es scheinen, daß das letzte Ziel der Naturwissenschaft eigentlich schon Religion ist. w.

Nasciturus. Der erste Paragraph unsers Bürgerlichen Gesetzbuchs lautet: „Die Rechtsfähigkeit des Menschen beginnt mit der Vollendung der Geburt.“ Dieser Paragraph widerspricht mehreren andern Paragraphen desselben Gesetzbuches, die den

Ungebornen als Rechtssubjekt behandeln, widerspricht unserm Strafgesetzbuch, das jedes Attentat auf das Leben des Ungebornen verpönt, und ist physiologisch nicht haltbar. Das zeigt der Geheime Medizinalrat und Direktor der Universitäts-Frauenklinik, Professor Dr. Friedrich Ahlfeld zu Marburg, in der Schrift: *Nasciturus*. Eine gemeinverständliche Darstellung des Lebens vor der Geburt und der Rechtsstellung des werdenden Menschen für Juristen, Mediziner und gebildete Laien. Mit 30 Abbildungen. (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1906.) Der erste Abschnitt behandelt das Dasein vor der Geburt, dessen einzelne Stadien erst von 1822 an, in Deutschland zehn bis zwanzig Jahre später genau bekannt geworden sind. Der zweite Abschnitt handelt von Verheimlichung der Schwangerschaft und den mancherlei Gefährdungen Neugeborner. Der dritte kritisiert die bestehende Rechtslage, die der um sich greifende Malthusianismus noch besonders gefährlich mache, und schlägt statt des oben erwähnten Paragraph 1 folgende drei Sätze vor:

„1. Die Rechtsfähigkeit des Menschen beginnt mit dem sichern Nachweis seiner Existenz.

2. Mensch im Sinne des Rechts ist jedes vom Manne und Weibe erzeugte Schwangerschaftsprodukt, das ein Herz besitzt und den sechsten Schwangerschaftsmonat in der Entwicklung überschritten hat.

3. Der totgeborne Mensch gilt rechtlich als einer, der vorher gelebt hat.“ Der letzte Abschnitt kritisiert die heutige unzulängliche Stellung des ärztlichen Beirats. Die Wichtigkeit des Gegenstandes sichert der klar und auch für den Laien verständlich geschriebenen Abhandlung die Beachtung weitester Kreise.

Elfasser Volkswitz. Die neue große Sammelstätte der Rede und Denkart eines deutschen Volksteiles, die als „Wörterbuch der elsässischen Mundarten, bearbeitet von E. Martin und H. Vienhart“ unsern Lesern schon aus verschiedenen Hinweisen auf ihr Erscheinen bekannt ist, ist in diesen Tagen mit der Ausgabe der sechsten Lieferung des zweiten Bandes abgeschlossen worden (Straßburg, Karl F. Trübner, 1907). Dieses Heft enthält außer dem größten Teile des W und dem Z zahlreiche Verbesserungen und Nachträge, ein vollständiges alphabetisches Wörterverzeichnis von allein zweihundert Seiten und eine große, klare Mundartenkarte des Elsasses (von Vienhart). Wir beglückwünschen unsre südwestdeutschen Brüder, sowohl die bunte dialektisprechende Volksmenge wie die wissenschaftlich ordnenden Kameraden, zu der Aufarbeitung des reichen, trauten Stoffes von Herzen und geben auch diesmal wieder einige Proben elsässischen Volkswitzes aus dem Schlußheft zum Besten.

Allerlei Flüssigkeiten werden im Scherz als Zusammensetzungen mit -wasser bezeichnet. Bippelwasser, Sudelwasser, Schüffelwasser können schlechten Kaffee meinen, das letzte sowie Geschirrwasser auch eine dünne Suppe. Schnäpse heißen, wenn sie scharf sind, Buß- (d. i. Buß-)wasser oder je nach der Zubereitung: Kirchwasser, Dindu- (Kornelkirschen-)wasser, Quetschel- oder Zwetschgewasser. Bappelwasser ist jedes spirituose Getränk, insofern es die Zunge löst. Wein wird gelegentlich von einem krampfhaften Witzbold auch Oktoberwasser genannt. Kastenwasser ist Sauche, die der Bauer in großen Kasten aufs Feld fährt. Latrizensaft heißt Bärenreckwasser, Karbol Krambolwasser. Echt elsässisch endlich sind Roßbollenwasser aus eau (sédativo) de Raspail und Schawellenwasser aus eau de Javelle (Departement Seine).

Zur Geographie der deutschen Wurst — ein Scherz Nagels — liefert das neue Heft ein paar hübsche Beiträge. Die dünne Straßburger Knackwurst zu acht Pfennigen hat die Synonyma Schuemachersforell und Groschenwurst. Dagegen ist eine Dreiß(o)uwurst rund, vergleiche die Redensart: Finger wie Dreißuwürst. Diese ist ebenso teuer wie die feinere Knackwurst (3 Sous = 12 Pfennige), die auch

Professorswurst und Dienstagwurst heißt. Geller von Kaisersberg läßt die Bauern von einem Pfaffen sagen, der ihnen paßt: er macht uns feine kurze Predig und sagt von langen Bratwürsten. In Hsenheim ruft der Metzger dem Jungen zu, der beim Schweineschlachten mit dem Teller in der Hand zusieht, wenn die Exkremente zum Vorschein kommen: Kumm, du bekommst's Vorwürste!

D jerum, was isch diß for e Welt! Zibder d'Welt uf dr Welt isch, han ich noch ken Welt g'fehn, wie die Welt wo uf dr Welt isch!

Zum Kapitel Sprachdummheiten. Unser geliebtes Juristendeutsch ist um ein Wort bereichert worden, das wir allen Altkemmenschen nicht dringend genug zum täglichen Gebrauch empfehlen können. In einem an die Leipziger Neuesten Nachrichten gerichteten und von diesen abgedruckten Briefe des Geheimen Rats Professor Dr. Wach über die Finanzlage des Weißner Dombaus heißt es zum Schluß: „Im übrigen ist die Fortführung und Beendigung des Baues als gesichert anzusehen, ohne daß irgend welches Zusammenwirken mit Preußen sich vernetwendigt.“ Wieder ein Beweis, daß die Sprache die Ara des papiernen Stils noch nicht überwunden hat und rüftig weiter „sich verschwülstigt“!

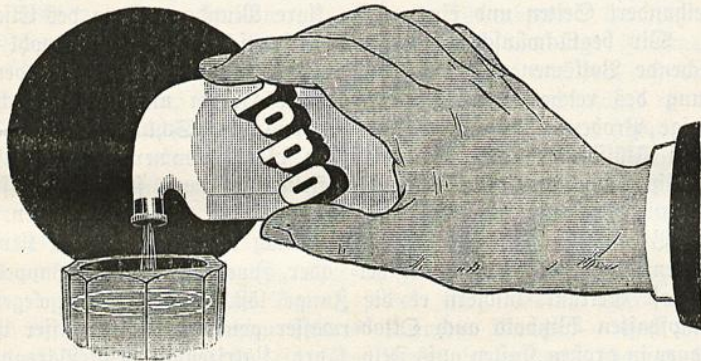
Bur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 2. Vierteljahr ihres 66. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 6 Mark. Wir bitten, die Bestellung schleunig zu erneuern.

Unsre Leser machen wir noch besonders darauf aufmerksam, daß die Grenzboten regelmäßig jeden Donnerstag erscheinen. Wenn Unregelmäßigkeiten in der Lieferung, besonders beim Quartalwechsel, vorkommen, so bitten wir dringend, uns dies sofort mitzuteilen, damit wir für Abhilfe sorgen können.

Leipzig, im März 1907

Die Verlagshandlung



Nach den übereinstimmenden Angaben hervorragender Forscher entspricht Odol zurzeit den Anforderungen der Hygiene am vollkommensten und wird daher als das beste von allen gegenwärtig bekannnten Mundwässern anerkannt.

Wer Odol konsequent täglich vorschriftsmäßig anwendet, übt die nach dem heutigen Stande der Wissenschaft denkbar beste Zahn- und Mundpflege aus.